

UMSCHAU

Ivan Illichs „Anti-Fortschritt“

Dankbar für die schonungslose Kritik an den Verfehlungen des Fortschritts in Lateinamerika bleibt dem Leser der Aufsätze von Ivan Illich¹ die unbeantwortete und dringliche Frage: Ist der „Anti-Fortschritt“ des Dr. Ivan Illich der gesuchte „dritte Weg“ für die Entwicklung, aufbauend auf einem „radikalen Humanismus“ und frei von der Offerierung westlicher oder östlicher Systeme?

Die erste Veröffentlichung der Aufrufe und Reden von Ivan Illich, die gleichzeitig mit der amerikanischen Originalausgabe erscheint, ist allein schon deshalb zu begrüßen, weil sie die Person, das Anliegen und die für uns überraschende Sicht Illichs besser verstehen hilft. Zwar ist der in Wien gebürtige Sohn eines katholischen Dalmatiners und einer lutherisch getauften deutschen Jüdin und jetzige Direktor des unabhängigen Centro Intercultural de Documentacion in Cuernavaca (Mexiko) spätestens seit seinem Interview mit dem „Spiegel“ in Deutschland kein Unbekannter mehr, doch dürften seine Vorträge, die er im Jahr 1970 in Berlin, München und Salzburg hielt, wiederum gezeigt haben, daß nur wenige sein eigentliches Anliegen wirklich verstehen. Sein Charme und seine brillante Gelehrsamkeit lassen den Hörer vergessen, daß die von Lebendigkeit und Phantasie sprühenden Ausführun-

¹ Ivan D. Illich, *Almosen und Folter. Verfehlter Fortschritt in Lateinamerika*. Einleitung v. Erich Fromm, deutsch v. Helmut Lindemann. München: Kösel 1970. 157 S. Paperback 15,-. — Die vom Interkulturellen Dokumentationszentrum in Cuernavaca in loser Folge veröffentlichten „Alternatives to Education“ liegen noch nicht in deutscher Sprache vor; sie enthalten interessante Erklärungen und Ergänzungen zu den Thesen Illichs.

gen einen „schöpferischen Schock“ vermitteln wollen (Erich Fromm in der Einleitung). Bei Illich ist das geschriebene Wort unmittelbarer und eindrucksvoller; auch wer ihn einfachhin neben Camilo Torres und Helder Camara stellt, wozu leider auch das Umschlagbild und der Klappentext des Buchs verführen, wird merken, daß man Ivan Illich nicht „einordnen“ kann. Der Vergleich mit Camara und Torres droht zu verschleiern, daß die Unterschiede größer sind als die Gemeinsamkeiten.

Versucht man, die zwölf Beiträge der Sammlung nach dem Erkenntnisobjekt zu typisieren, so treten drei Themen hervor: die Situation in den USA, die Probleme der Kirche und der Mission, und Kritik an Entwicklungspolitik und Entwicklungshilfe.

Illich kennt die USA. Von 1951 bis 1956 war er in New York als Priester auf der West-Side von Manhattan tätig; und durch das von ihm gegründete Zentrum in Cuernavaca ging ein Großteil der nordamerikanischen Priester, bevor sie in Lateinamerika als „Missionare“ tätig wurden. Alle Aufsätze bezeugen die tiefe Verärgerung Illichs über die staatliche und kirchliche Politik der Vereinigten Staaten, eine Verärgerung, die bis zur Verbitterung reicht, wenn der „American Way of Life“ zur Sprache kommt: „Nicht der American Way of Life, den ein paar Millionen leben, widert die Milliarden an, sondern vielmehr das zunehmende Bewußtsein, daß diejenigen, die auf amerikanische Art leben, keine Ruhe geben werden, bis ihre halbreligiöse Überzeugung von den Zu-kurz-Gekommenen akzeptiert wird“ (22).

Es mag zunächst nach Vorurteil und blindem Haß aussehen, wenn Illich den Krieg in Vietnam, den Krieg gegen die Armut und die

Allianz für den Fortschritt als „drei Schauplätze nordamerikanischer Missionstätigkeit und Kriegführung“ (19) auf einen gemeinsamen Nenner bringt; aber muß man Illich nicht zustimmen, daß diese Befriedungsprogramme „schwanger mit Gewalt“ (18) gehen? Gemessen an den ursprünglich besten Absichten ist die Allianz für den Fortschritt gescheitert, weil die Durchführung dieses Programms ideologisch-politisch und nur im geringsten Maß entwicklungsconform war. Leider hat die Realität bestätigt, was Illich vor zwei Jahren prophezeite: „Verstehe ich die gegenwärtigen Tendenzen richtig – und dessen bin ich gewiß –, so werden sich Gewaltausbrüche in den nächsten Jahren hauptsächlich gegen Symbole ausländischer Ideen richten und gegen den Versuch, diese zu verkaufen“ (21). Man kann sich darüber streiten, ob die Methode und die aggressive Sprache Illichs diejenigen wirklich anspricht, die er treffen will; aber man wird sein ärgerliches Staunen teilen können, daß die Zusammenhänge nicht gesehen werden: „Das Scheitern in Haarlem, Guatemala und Vietnam hat eine gemeinsame Wurzel. Alle drei Fehlschläge beruhen darauf, daß das amerikanische Evangelium von massiver materieller Leistung dort bei der ganz überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung keinen Glauben findet“ (17). Seine Diagnose der wahren Natur der Krise, nämlich „die dämonische Natur der gegenwärtigen Ordnungen, welche den Menschen zwingen, seiner immer tiefergehenden Selbstzerstörung zuzustimmen“ (12), würde allerdings eher zu einem fruchtbaren Dialog führen, wenn Temperament und Engagement weniger provozierend, extrem, einseitig und pauschal zum Ausdruck kämen. Das soll aber die Zielvorstellung Illichs, nämlich „das Ende von Privileg und Bevorzugung“ (13), in keiner Weise in Zweifel ziehen.

Eine solche Zielvorstellung mußte gegen die Anordnung von Papst Johannes XXIII. Sturm laufen, die im Jahr 1960 alle Ordensoberen in den USA und Kanada verpflichtete, binnen 10 Jahren 10% der Nonnen und Priester nach Lateinamerika zu schicken. Illich schrieb im Januar 1967 seinen berühmten ge-

wordenen Artikel in der Jesuitenzeitschrift „America“, in dem er gegen den „Ausbruch von karitativer Wut“, gegen die „päpstlichen Freiwilligen“ und gegen den „Missionskreuzzug“ (45) polemisiert. Auch bei diesem Artikel, der zu den aussagereichsten und kritischsten der Sammlung gehört, wird sich der Leser fragen, ob es Illich wirklich gelungen ist, deutlich zu machen, daß der Kern der Debatte nicht darin besteht, „wie man mehr Menschen und Geld schicken könnte, sondern warum man sie überhaupt schicken soll“ (54). Nur aus dieser Sicht ist die Zielsetzung des Zentrums in Cuernavaca, wie sie Illich bei der Eröffnung umriß, verständlich: „einmal den Schaden zu mindern, der von der päpstlichen Anweisung drohte“ (43); „zum anderen wollten wir bei den entscheidenden Organen derjenigen Institutionen, welche die Mission förderten, genügend Einfluß gewinnen, um ihnen die Ausführung des Plans auszureden“ (44).

Aber auch unabhängig von diesem konkreten Anlaß hat sich Illich mit den Problemen der *Kirche* und der *Mission* auseinandergesetzt. Diese Gruppe von Beiträgen zeigt, wie Illich christlichen Glauben und Kirche interpretiert. Wiederum überstürzen sich Pauschalurteile, wie z. B. die undifferenzierte Charakterisierung des Priesters als subalternen und inkompetenten Beamten der Institution Kirche, so daß die Grundthese, die eigentlich veranschaulicht werden soll, leicht aus dem Blickfeld verschwindet: „In der Struktur der katholischen Kirche müssen große Veränderungen stattfinden, wenn sie bestehen bleiben soll“ (57). Die Grundzüge dieser 1959 formulierten Kritik sind auch heute noch gültig. Was Illich über die Gesetze der kirchlichen Bürokratie, die Säkularisierung des Amtes und die Priesterausbildung sagt, trifft echte Notstände der heutigen Kirche. Es bleiben jedoch viele Fragen offen, wie nun die Kirche konkret aussehen soll. Modelle sind gut, doch sie müssen auch Hinweise enthalten, wie sie an das Bestehende anknüpfen und in welchen Schritten sie das für notwendig Erkannte im Kontext von Ort und Zeit verwirklichen.

Illich bejaht den Dienst der Kirche an der Entwicklung und der Gesellschaft; allerdings

ist für ihn der Vertreter der Hierarchie, der Kollekten für die Armen rechtfertigt, ein ebenso großes Hindernis der Verkündigung des Evangeliums wie der Rebellenpriester. Die „besondere Aufgabe der Kirche muß ein Beitrag zur Entwicklung sein, den keine andere Institution leisten könnte. Ich meine, daß dieser Beitrag der Glaube an Christus ist“ (81). Das bedeutet für die Kirche, „allmählich die Macht, Gutes zu tun, die sie jetzt hat, aufgeben und dafür sorgen müssen, daß diese Macht auf eine Institution neuer Art übergeht; auf freiwillige und sogar umstrittene Verkörperungen weltlicher Religion“ (81).

Wenn diese Auffassung bedeutet, daß der Dienst der Kirche am gesellschaftlichen Wandel vornehmlich darin besteht, die Entwicklungsziele kritisch zu überprüfen und zu inspirieren sowie breite Bevölkerungskreise für den Aufbau gerechterer und menschlicherer Strukturen zu sensibilisieren und zu mobilisieren, dann kann man Illich ohne Vorbehalte zustimmen. Wenn Illichs Meinung aber dahingehend zu interpretieren wäre, daß sich die Kirche in Lateinamerika den gesellschaftlichen und politischen Problemen nicht widmen darf, so widerspricht dies nicht nur dem in den Dokumenten von Medellín festgehaltenen Selbstverständnis der Kirche selbst, sondern auch der auf der Hand liegenden Herausforderung des Elends und der Not, an der die Kirche nicht einfach in spiritualistischer Verengung vorbeigehen kann.

Zum Nachdenken und zur kritischen Auseinandersetzung gibt vor allem jene Gruppe von Aufsätzen Anlaß, in denen sich Illich mit Problemen der *Entwicklungspolitik* und der *Entwicklungshilfe* beschäftigt. Die I. Entwicklungsdekade, so werden Fachleute übereinstimmend bekennen müssen, hat gerade in der Richtung sehr ernüchternd gewirkt, in die Illich argumentiert: „Wer Entwicklungspolitik entwirft, folgt einem normalen Weg, ob er nun in Nord- oder Südamerika, in Rußland oder Israel lebt. Diese Menschen definieren Entwicklung und bestimmen deren Ziele auf eine Weise, an die sie gewöhnt sind, um ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, und die es ihnen gestattet, sich der Institutionen zu be-

dienen, über die sie Macht oder Kontrolle ausüben. Diese Methode hat versagt und muß versagen“ (143).

Illich kann sich mit Helder Camara und mit der lateinamerikanischen Bischofskonferenz von Medellín einig wissen, wenn er das System kritisiert, nach dem der Fortschritt definiert wird, und wenn er isolierte Maßnahmen, die eine Abhängigkeit von außen verstärken, kritisiert, weil dadurch der „interne Kolonialismus“ und der „externe Neokolonialismus“ eher verfestigt als behoben werden. Am Beispiel der Bevölkerungspolitik zeigt Illich überzeugend, daß isolierte Maßnahmen, die noch dazu ohne Dialog mit dem herrschenden Wertesystem angewendet werden, zum Scheitern verurteilt sind, weil sie „mehr die Furcht vor Armut als die Freude am Leben betonen“ (115), weil eine „Diskrepanz zwischen der neuen Botschaft und dem Lebensstil, wie er den bürgerlichen Mehrheiten in Lateinamerika gemeinsam ist“ (116), besteht, und weil persönliche Beweggründe weder importiert noch von den politischen Verhältnissen isoliert werden können.

In allen Bereichen halten uns, wie Illich richtig in seiner Kritik am Pearson-Bericht bemerkt, unsere Vorstellungen von Fortschritt gefangen, so daß sie Gedanken außerhalb des Systems verhindern, in das wir verstrickt sind. Sicher findet unsere Gebermentalität darin ihren verwerflichsten Ausdruck, daß wir „abgepackte Lösungen“ anbieten und veraltete Modelle unserer Standardprodukte exportieren (vgl. 132 f.); aber Illich wird sich den Hinweis gefallen lassen müssen, daß gesellschaftlicher Wandel nicht mit dem Punkt Null anfangen kann, und daß Industrialisierung trotz aller Ehrfurcht vor anderen Wertesystemen bestimmte Verhaltensweisen verlangt, die nun einmal – vielleicht leider – in Europa und in den USA entstanden sind. Freilich ist Unterentwicklung in gewissem Sinn „das Ergebnis eines Geisteszustandes, der sozialistischen und kapitalistischen Ländern gemeinsam ist“ (148); freilich ist die heutige Armut weithin „das Abfallprodukt eines Weltmarktes, der den Ideologen eines industriellen Bürgertums dient“ (148 f.) – aber

die von Illich genannte Alternative zur Entwicklungshilfe und zur bloß politischen Revolution, die er „institutionelle oder kulturelle Revolution“ (149 f.) nennt, muß genauer auf ihre möglichen Ansatzpunkte und auf ihre Durchsetzbarkeit untersucht werden. Ohne Zweifel ist es dringend nötig, „brauchbare Alternativen zu modernen Lösungen zu entwickeln“ (139), aber Illich selbst muß zugeben, daß es einfacher ist, über Alternativen zu vorhandenen Institutionen, Dienstleistungen und Produkten zu reden, als solche Alternativen zu beschreiben. Und es dürfte zu pauschal geurteilt sein, wenn dieser „Gegenforschung über Alternativen“ (142) vorgeworfen wird, daß sie den anhaltenden Kapitalmangel in der Dritten Welt übersehe. Ist nicht jene „Meritokratie“ (151), die Illich an den extremen Beispielen Boliviens und Cuba schildert, gerade im Namen einer Kulturrevolution entstanden, die auf die Bildungsfähigkeit des Menschen setzt?

Nach Illich bleibt es „die Aufgabe des Kulturrevolutionärs, die Irrtümer zu überwinden, auf die sich die Förderung des Schulwesens gründet, und ein Programm für die radikale Entschulung der Gesellschaft zu umreißen“ (155). Illich stellt sich mit aller Energie und Phantasie in den Dienst dieser ersten Phase der Kulturrevolution. Das Feuerwerk an treffenden und bissigen Argumenten läßt jedoch leicht übersehen, daß Illich nicht den Beitrag der Bildung als solcher zum Entwicklungsprozeß leugnet, sondern nur das in Lateinamerika existierende formale Bildungssystem aus dem Instrumentenkasten der Entwicklungspolitik verbannt sehen möchte. Wo Bildung einzig als durch Zahlen definierbares Produkt der Schule aufgefaßt wird, wo Bildung reduziert ist auf eine Verbindung von Klassenzimmern, Lehrplänen, Subventionen, Prüfungen und Noten, wo das Verlangen nach Bildung dem Zwang zur Schulung gewichen ist, wo Schule „zur Staatskirche des säkularisierten Zeitalters geworden“ (106) ist, dort muß man mit Illich die Schule als bildungs- und gesellschaftsfeindlich bezeichnen, als Symbol des Status quo, das „den göttlichen Ursprung der gesellschaftlichen Schichtung viel

starrer, als Kirchen es jemals getan haben“ (138), rationalisiert. Die Gegenüberstellung der erwarteten mit den tatsächlichen Wirkungen der Bildungspolitik in Lateinamerika, die Illich in seinem Aufsatz „Schulen helfen nicht“ (87 ff.) durchführt, ist äußerst aufschlußreich und beweist einmal mehr, daß auf allen Seiten Fehler gemacht wurden, und daß eine Bekämpfung der Symptome, zumal wenn sie nach dem Modell der Modernität und des Fortschritts hochindustrialisierter Länder geschieht, mehr als fraglich ist.

Illich sieht eine Kausalkette Schulbildung – Desintegration der Gesellschaft – Frustration der Mehrheit – Gewaltanwendung. Schulbildung sollte einen breiten Mittelstand schaffen, aber „die Kluft zwischen der randständigen Mehrheit und der Minderheit mit Schulbildung wird immer breiter. Die eine alte Feudalgesellschaft hat zwei getrennte und ungleiche Klassen hervorgebracht“ (89). So kommt Illich folgerichtig zur Behauptung, daß einer der Gründe für die einsetzende Frustration der Mehrheit die Annahme ist, Schulbildung gewährleiste die Integrierung in die Gesellschaft. Diese Täuschung hat ihre Wurzeln in den lateinamerikanischen Verfassungen, die mit Blick auf die USA das Ideal umfassender Schulbildung und gleicher Bildungschancen – wobei Bildung das Erzeugnis von Schulen ist – übernommen haben, ohne vergleichbare Startpositionen zu besitzen. Weil diese Zielvorstellungen aufgrund mangelnder Mittel und steigender Kosten nicht verwirklicht werden können, degradieren Schulen mehr als sie graduieren, und Schule wird zu einem tyrannischen Götzen, der diejenigen beschützt, die bereits geschult sind: „Das Kind lernt nur, daß diejenigen, welche mehr Schulbildung als es selber haben, einen höheren Rang und unbestrittene Autorität besitzen“ (96). Am Ende steht für Illich die Gewalt. „Wenn man zuläßt, daß sich das Evangelium von der allgemeinen Schulbildung in Lateinamerika ausbreitet, dann muß die Fähigkeit der Militärs, Aufsässigkeit zu unterdrücken, noch größer werden. Nur Gewalt wird schließlich die Aufsässigkeit meistern, die aus den frustrierten Erwartungen

erwächst, welche die Werbung für den Schulmythos hervorruft“ (99 f.).

Gemessen an dem, was die wissenschaftliche Analyse über diejenigen in Lateinamerika auszusagen weiß, die über keine Schulbildung und über keinen Zugang zum Bildungssystem verfügen, ist zwar nicht einsichtig, warum Schulbildung einfachhin und überall „Freiheitsbeschränkung gesunder, produktiver und grundsätzlich unabhängiger Menschen“ (92) sein soll; doch verliert das Schulwesen sicher dort seine Relevanz für den Entwicklungsprozeß, wo es ein ritualisiertes Bescheinigungsverfahren darstellt, aus dem gesellschaftliche Privilegierung wächst und das allein als Norm der Tauglichkeit gilt.

Hier ist Illich wohl der größte Vorwurf zu machen: Seine Verdammung des herrschenden formalen Bildungssystems in den meisten lateinamerikanischen Ländern – obwohl auch hier eine ganze Reihe von Differenzierungen am Platz wären – ist generell richtig; aber er erweckt den Eindruck – ich unterstelle, daß er dies ohne böse Absicht tut –, daß Bildung in jeder systematischen Form und folglich auch Bildungshilfe schlechthiniger Unsinn sei, der die Unterentwicklung eher zementiere als überwinde. Illich übersieht, daß seit der Aufstellung des Santiago-Plans 10 Jahre vergangen sind, in denen die entwicklungspolitische Forschung in aller Welt und auch die

politischen Entscheidungsträger in vielen lateinamerikanischen Ländern Entscheidendes dazugelernt haben.

Aber vielleicht fehlen phantasievolle Entwürfe, weil man zwar Ziele des öffentlichen Bildungswesens formuliert (vgl. z. B. 112), aber die Übersetzung solcher Zielvorstellungen in operationelle Handlungsentwürfe nicht bewältigt. Ganz abgesehen von politischen und internationalen Konsequenzen, die Illich selbst sieht, stellen auch seine Vorschläge nur isolierte Maßnahmen dar, die keine konsistente Bildungsstrategie ergeben. Freilich wird man an seinen Empfehlungen – z. B. Beschränkung der Pflichtschule auf jährlich 2 Monate mit Ausdehnung der formalen Bildung über 20 bis 30 Jahre, programmierte Unterweisung in Fremdsprachen und Mathematik, subventionierte Umgestaltung industrieller Anlagen zu beruflichen Ausbildungsstätten – nicht einfach vorübergehen, aber man wird sich die Mühe machen müssen, vor dem Hintergrund einer Situationsanalyse eine Globalstrategie zu entwerfen, in der Bildung und Bildungswesen als Instrumente des bewußt gelenkten Kulturwandels ihren zielkonformen Stellenwert erhalten. Erst auf diese Weise wird das eigentliche Anliegen, das Illich in seiner Sammlung von Aufsätzen verfolgt, deutlich werden und politisch wirksam sein können.

Hans Zwiefelhofer SJ

Fernsehzuschauerforschung

Die Zuschauerforschung machte vor einiger Zeit von sich reden, als sie Zahlen auf den Tisch legte, nach denen das Zweite Fernsehprogramm das Erste an Beliebtheit übertroffen hat. Die Programmverantwortlichen der 9 Rundfunkanstalten, die zusammen das Erste Programm bestreiten, sind dabei, durch Umstrukturierung des Programms diesen Nachteil wieder auszugleichen.

Inzwischen haben zwei junge Sozialwissenschaftler in ihrem Buch „Massenmedien und Meinungsbildung“¹ der Diskussion eine neue Richtung gegeben. Sie greifen die Programm-

struktur des Fernsehens gerade da an, wo sich die Verantwortlichen empfindlich gezeigt hatten. Nach ihrem Urteil sind für die Anstalten Zuschauerzahlen und Sehbeteiligung, kurz Attraktivität vorrangig. Daher bestimmten Unterhaltungsprogramme und andere unpolitische Sendungen das Fernsehen. Diese Tendenz wird daraus abgeleitet, daß es dem

¹ Ralf Zoll, Eike Henning, Massenmedien und Meinungsbildung. Angebot, Reichweite, Nutzung und Inhalt der Medien in der BRD (München 1970).